

„SCHMUCK MUSS VERFÜHREN, MAN MUSS IHN HABEN WOLLEN“

>> Gedusa Arndt spricht mit Andreas Gut, Professor für Schmuck und Objekte der Alltagskultur:

Gedusa Arndt: Herr Gut, Sie sind seit letztem Semester Professor für Schmuck an der Hochschule und wohnen seither mit ihrer Familie in Pforzheim. Wie gefällt es ihnen hier?

Andreas Gut: Pforzheim ist schöner als viele es zuerst vermuten. Man muss seinen Blick nur etwas schulen. Viele 50er Jahre-Bauwerke haben für mich einen durchaus exotischen Charme. Aber vor allem gibt es interessante Menschen hier, und wenn man mit Schmuck zu tun hat, fühlt man sich auch fast am Nabel der Welt.

Arndt: Die letzten 12 Jahre haben sie in Zürich gelebt. Wie haben sie dort gearbeitet?

Gut: Ich habe immer mehrspurig gearbeitet in sich überschneidenden Bereichen. Seit 2000 hatte ich an verschiedenen Hochschulen Lehraufträge, aber zentral war immer meine Arbeit in der eigenen Werkstatt.

Arndt: Werkstatt, ist das nicht ein etwas altmodischer Begriff?

Gut: In der Werkstat wird nahe am Material entwickelt und kann sehr schnell überprüft werden. Eine Werkstätte ist ein Ort, an dem sehr Unterschiedliches zusammenkommt. Die Werkstatt, die ich meine, hat einen virtuellen Teil, der Laptop liegt neben der Säge, es geht vom Material zum CAD und wieder zurück.

Alles hängt zusammen, die Hände des Designers reichen übers Netz bis in die Produktion, die seine Formen lasern, fräsen oder dreidimensional drucken kann. Diese Technologien kann ich aber nur sinnvoll einsetzen, wenn mir als Designer das Konkrete des Materials geläufig ist. Schmuck ist Material in nächster Nähe des Körpers oder durchdringt ihn sogar. Materialien und Ihre Verarbeitung muss ein Schmuckdesigner also aus nächster Nähe kennen.



Ich glaube diese Gleichzeitigkeit und Gleichwertigkeit der Mittel ist sehr zeitgemäß. Altmodisch ist mittlerweile die Idee, nur noch virtuell zu entwerfen.

Arndt: Und was passiert in ihrer Werkstatt?

Gut: Das hängt vom Auftrag ab. Oft geht es darum, einen Ablauf zu optimieren, eine Idee an Bedürfnisse anzupassen. Aber als meine Hauptaufgabe sehe ich das Finden von Problemen und das, was danach passieren muss. Ich reagiere auf gesellschaftliche Zusammenhänge. Die Vorgehensweise ist forschend. Sie ist künstlerisch in dem Sinne, dass sie auf Inspiration beruht, sie ist ein Experimentierfeld für neue Materialien und Techniken, das sich während des Schaffens ausdehnt. Von der Werkstatt ist es nicht weit zum Labor. Es ist ein Hin und Her zwischen dem Finden und dem Lösen von Problemen.

Arndt: Wozu Probleme finden, haben sie ein konkretes Beispiel?

Gut: So um 1998 herum hatte ich die Idee, das Universum in einen Ring zu fassen. Da habe ich wirklich ein Problem gefunden.

Arndt: Das ist wohl eine Nummer zu groß!

Gut: Ja genau! Natürlich bin ich daran gescheitert, das ganze Universum in den Ring zu bekommen. Das Universum ist einfach zu groß, und man würde nichts mehr erkennen. Immerhin habe ich unser Sonnensystem so klein gekriegt, dass es in einem Ring Platz hat. Und auch gleich zum Patent angemeldet.



Arndt: Das hört sich nach Scharlatanerie an, wie soll das funktionieren, was für einen Zweck hat denn ein Ring mit dem Universum drin und überhaupt: Kann man davon leben?

Gut: Ja, ich habe daraus eine Kollektion entwickelt. Eine Version davon wird heute in Lizenz von der Firma Niessing und andere Modelle unter dem Namen „dingdrin“ verkauft. Das Ziel ist, dass aus dem Experiment Schmuck wird, der zu den Menschen kommt, getragen wird und zeitgemäße Ausdrucksmöglichkeiten bietet. Schmuck muss verführen, man muss ihn haben wollen, das ist, was am Schluss zählt.

Arndt: Und warum will man diese Stücke haben?

Gut: „Dingdrin“ ist ein Ring mit integriertem Mikrofilm. Das darauf gespeicherte Motiv wird gut erkennbar, wenn man durch die seitlichen Linsen schaut. Die Kunden können eigene Bilder einsetzen lassen. Sehr beliebt sind Ringe mit persönlichen Liebesbotschaften drin. Denn Schmuckstücke sind symbolische Objekte, ein ästhetischer Umweg etwas zu sagen, das sich sonst nicht sagen lässt. Gerade weil Schmuck indirekt funktioniert, kann er eine enorm starke symbolische Wirkung entfalten.

Arndt: Schmuck löst Probleme also indirekt. Aber geht es bei Schmuck überhaupt um Problemlösung?

Niemand wirbt ja mit dem Slogan „Wir lösen ihre Schmuckprobleme“. Schmuck ist ja eher selbst problematisch. Schmuck behindert, macht die Kleidung kaputt, wird gestohlen, wird verloren, ist extrem unpraktisch. Warum tun wir uns das an?

Gut: Schmuck kann uns im Alltag durchaus in unserem zweckgerichteten Tun stören. Aber Schmuck ist eine elementare Äußerung des Menschen, ist ein essentieller Teil von uns. Wenn man das so betrachtet, dann ist Schmuck eine Störung, die attraktiv ist. Sie ist bedeutungsvoll und macht uns höchst individuell.

Schmuck kann Mittler sein zwischen mir und den Anderen. Eine Art Katalysator im Wechselspiel zwischen der Innen- und Außenwelt, die einer Person die Möglichkeit bietet, sich innerhalb einer bestimmten soziologischen, historischen und kulturellen Realität zu positionieren und zu manifestieren.

Arndt: Gar nicht so einfach. Wie kann man Schmuck denn lernen?

Gut: Wir wissen nicht genau, wie Erkenntnisse in unseren Kopf gelangen. Auch Lernen ist individuell und geschieht indirekt. Und um bei der Störung zu bleiben: Wir wollen lernen, weil wir mit unserem vorhandenen Wissen nicht einverstanden sind. Lernen ist also auch eine Störung im normalen Ablauf. Damit sie nachhaltig ist, muss es eine attraktive Störung sein, der ich meine Aufmerksamkeit schenken möchte.

Arndt: Dann ist es also die Aufgabe des Professors, die Studierenden zu stören?

Gut: Grundsätzlich braucht es ein Umfeld, in dem Lernen attraktiv ist. Da spielt vieles eine Rolle. Eine Hochschule ist ein dynamisches System, auch das Essen in der Mensa gehört dazu. Ganz konkret sehe ich meine Aufgabe darin, den Studierenden Türen zu öffnen.

Jede und jeder steht an einem anderen Punkt, und um dem gerecht zu werden, braucht es gerade im Projektunterricht eine individuelle Betreuung. Im Unterricht versuche ich Komplexität zu reduzieren, indem ich auf klar definierte Deutungszusammenhänge hinweise, ohne in ein lineares Denken zu verfallen. Am Anfang und Ende steht auch immer die Erkenntnis, dass sich alles nur kontextabhängig deuten lässt, also auch ganz anders sein kann.

Den Studierenden soll der Einstieg in den Berufsalltag gelingen. Sie sollen fähig sein, professionell mit ihren Auftraggebern zu kommunizieren und auf wechselnde Anforderungen des Marktes zu reagieren. Um ihrem gesellschaftlichen Auftrag als Designer gerecht zu werden, dürfen sie keine Angst vor Komplexität haben und müssen auf ihre eigene Intuition vertrauen können. Neugierde und die Lust am Finden und Lösen von Problemen und die kreativen Ressourcen, die es dafür braucht, helfen wir ihnen im Studium aufzubauen.

Arndt: Das ist doch ein Schlusswort. Es gäbe noch viele Fragen, aber leider ist unsere Zeit abgelaufen. Ich danke Ihnen für das Gespräch!

Gedusa Arndt
schreibt und fotografiert und ist identisch mit ihrem Gesprächspartner.